Michael W. Stadler
Ästhetische und utopische Fiktionen

LIBRI VIRIDES

23

Herausgegeben von

Hans Rainer Sepp

Wissenschaftlicher Beirat

Suzi Adams · Adelaide | Babette Babich · New York | Kimberly Baltzer-Jaray · Waterloo, Ontario | Damir Barbarić · Zagreb | Marcus Brainard · London | Martin Cajthaml · Olomouc | Mauro Carbone · Lyon | Chan Fai Cheung · Hong Kong | Cristian Ciocan · Bucureşti | Ion Copoeru · Cluj-Napoca | Renato Cristin · Trieste | Riccardo Dottori · Roma | Eddo Evink · Groningen | Matthias Flatscher · Wien | Dimitri Ginev · Sofia | Jean-Christophe Goddard · Toulouse | Andrzej Gniazdowski · Warszawa | Ludger Hagedorn · Wien | Terri J. Hennings · Freiburg | Seongha Hong · Jeollabukdo | Edmundo Johnson · Santiago de Chile | René Kaufmann · Dresden | Vakhtang Kebuladze · Kyjiw | Dean Komel · Ljubljana | Pavlos Kontos · Patras | Kwok-ying Lau · Hong Kong | Mette Lebech · Maynooth | Nam-In Lee · Seoul | Monika Małek · Wrocław | Balázs Mezei · Budapest | Viktor Molchanov · Moskwa | Liangkang Ni · Guanghzou | Cathrin Nielsen · Frankfurt am Main | Ashraf Noor · Jerusalem | Karel Novotný · Praha | Luis Román Rabanaque · Buenos Aires | Gian Maria Raimondi · Pisa | Rosemary Rizo-Patrón de Lerner · Lima | Kiyoshi Sakai · Tokyo | Javier San Martín · Madrid | Alexander Schnell · Paris | Marcia Schuback · Stockholm | Agustín Serrano de Haro · Madrid | Tatiana Shchyttsova · Vilnius | Olga Shparaga · Minsk | Michael Staudigl · Wien | Georg Stenger · Wien | Silvia Stoller · Wien | Ananta Sukla · Cuttack | Toru Tani · Kyoto | Detlef Thiel · Wiesbaden | Lubica Ucnik · Perth | Pol Vandevelde · Milwaukee | Chung-chi Yu · Kaohsiung | Antonio Zirion · México City – Morelia.

Die *libri virides* werden am Mitteleuropäischen Institut für Philosophie,
Fakultät für Humanwissenschaften der Karls-Universität Prag herausgegeben.
www.sif-praha.cz

Michael W. Stadler

Ästhetische und utopische Fiktionen

Stationen einer Gebietsvermessung

Verlag Traugott Bautz GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über
http://dnb.ddb.de

Der Verfasser ist Stipendiat der
Österreichischen Akademie der Wissenschaften (DOC)
am Institut für Philosophie der Universität Wien.

Verlag Traugott Bautz GmbH
D-99734 Nordhausen 2015

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

ISBN 978-3-95948-073-4

Inhalt

Danksagung 6
Geleitwort 7
1. Station: Das Sprechen und Urteilen über Fiktionen 9
1.1 Die Urteilskraft bei Kant und die verschiedenen Urteile 10
1.2 Der ontologische Status fiktiver Objekte 14
1.3 Die utopische Sprache 19
2. Station: Die Geburt einer Fiktion aus der menschlichen Einbildungskraft 23
2.1 Die Einbildungskraft in der Transzendentalphilosophie Kants 25
2.2 Schema und Bild 28
2.3 Bild, Begriff und Genie 31
3. Station: Die Anerkennung der Fiktion in einer Philosophie des Als-ob 35
3.1 Sechs Grundbestimmungen für Fiktionen 36
3.2 Drei Beispiele wissenschaftlicher Fiktionen 44
3.3 Die ästhetische Fiktion im Speziellen 48
3.4 Einkehr und Umschau 52
4. Station: Die ästhetische Fiktion als Thema einer Kunsttheorie 54
4.1 Die Illusionsästhetik Konrad von Langes 56
4.1.1 Die Fiktion als Illusion: ihr Zweck, ihre Arten 56
4.1.2 Bewusste Selbsttäuschung, Moral und Ergänzung 64
4.2 Kunst und Spiel, Spiel und Utopie 68
5. Station: Vom menschlichen Verlangen zur Einkehr in utopische Räume 78
5.1 Utopisches Menschsein als unglückliches Bewusstsein 79
5.2 Ästhetisches Menschsein als Kultivierung des Scheins 82
5.2.1 Erster Schritt: die Unterscheidung 83
5.2.2 Zweiter Schritt: das Aushalten 85
6. Station: Vom Entwurfscharakter utopischer Gegenwelten 90
6.1 Ästhetische Dimensionen von Utopien 91
6.1.1 Hoffnung als Treibstoff für die Morgenlandfahrt 91
6.1.2 Die Wunschlandschaften der Künste 95
6.2 Naturharmonie als ästhetisch-utopischer Angelpunkt 99
Kritische Zusammenschau 105
Literaturverzeichnis 108
Abbildungsverzeichnis 112

Danksagung

Dieses kleine Buch ist eine überarbeitete Fassung meiner in den Jahren 2010 und 2011 an der Radboud Universiteit Nijmegen geschriebenen Bachelorarbeiten in Philosophie und Allgemeine Kulturwissenschaften. Es verdankt seinen philosophischen Einschlag, namentlich in den ersten drei Kapiteln, Dr. Ad Vennix und seinen kulturwissenschaftlichen Hintergrund, namentlich in den letzten drei Kapiteln, Dr. Hans Ester. Beiden gebührt dafür und für ihre unersetzliche und unermüdliche Betreuung der jeweiligen Arbeiten mein aufrichtiger Dank. Prof. Dr. Hans Rainer Sepp von der Karls-Universität Prag war es schließlich, der mich zur Veröffentlichung dieses Textes in der Reihe „libri virides“ des Verlages Traugott Bautz ermunterte und mir somit dieses Buch ermöglichte. Ihm möchte ich deswegen ebenfalls mein aufrichtiges Dankeschön bekunden.

Geleitwort

Es ist unmöglich, sich vorzustellen, wie ein Leben ohne Fiktionen aussähe, ohne selbst wieder in eine Fiktion zu verfallen. Denn ein Leben ohne Fiktionen ist kein reales Leben. Die Verflochtenheit beider ist ein Faktum, welches Wirkliches und Unwirkliches zu Prämissen hat. Die Anerkennung (sprich: Wahrheit) und das Zusammenspiel dieser beiden Prämissen erst resultiert in dem, was wir ‚alltägliches Leben' nennen und der Rückschluss von diesem Leben auf die Prämissen, um zu untersuchen, was der Wirklichkeit und was der Fiktion entstammt, ist ein unwegsamer Gang. Er erfordert eine notwendige, zeitweilige Trennung von Fiktivem und Realem: notwendig, da man diese Interaktion nicht verstehen kann, ohne das doppelte Agens dieser Bewegung in seiner lebenskonstitutiven Polarität zu erfassen, zeitweilig, da wir hier Gegensätze stemmen, deren Gewichtigkeit im täglichen Leben, wohin wir alle nach Beendigung unserer Analysen wieder zurückkehren, in der Regel ein und dieselbe Masse darstellt. Das Ineinanderspielen von Fiktion und Realität findet, wie wir im Laufe dieser Untersuchung sehen werden, in vielen Bereichen statt, wie etwa in der Naturwissenschaft, der Ethik, der Wirtschaft, der Religion und der Mathematik. Doch soll es uns vor allem um zweierlei Arten meiner Meinung nach zusammengehöriger und ungemein faszinierender Fiktionen zu tun sein, deren Tragweite vom kleinen Empfinden des einzelnen Menschen bis hin zu großen Gesellschaftsentwürfen reicht: die ästhetische und die utopische Fiktion. Das mögliche Zustandekommen und Vorhandensein dieser beiden, auch deren Zusammenhang untereinander und mit der Realität, soll im Folgenden untersucht werden.

Dabei können und sollen nicht so viel wie möglich Aspekte und Dokumente, die eine Äußerung dieser Art Fiktionen zeitigen und mit denen man sie immer weiter bis ins Minutiöseste analysieren könnte, berücksichtigt werden. Alles, was diese Untersuchung beabsichtigt, ist eine rudimentäre Vermessung des Gebiets, worin Fiktionen erscheinen, aufgeteilt in sechs Stationen, die den möglichen Werdegang ästhetisch-utopischen Denkens und Gedankenguts nachzeichnen. Den Anfang soll das tägliche Sprechen und Urteilen über Fiktionen machen, gefolgt von der Frage, wie dergleichen Fiktionen eigentlich - durch unsere Einbildungskraft - entstehen können. Die dritte Station soll daraufhin die Bedingungen für die Akzeptanz fiktiven

Denkens im Rahmen einer Philosophie des Als-ob beschreiben, wofür Hans Vaihingers gleichnamiges Werk als hauptsächliche Quelle dient. Die nächste Station zeigt unter anderem mit Hilfe der nahezu in Vergessenheit geratenen Illusionsästhetik Konrad von Langes auf, wie die ästhetische Fiktion und Grundzüge utopischen Verlangens im Kunstwerk verwirklicht und beim Betrachter nachwirken können. Die letzten beiden Stationen konzentrieren sich dann auf den Menschen als ein maßgeblich utopisch beschaffenes Wesen und auf eine Untersuchung der sich daraus ergebenden ästhetisch-utopischen kulturkritischen Gegenentwürfe, welche im Umformen bloß möglicher zu möglichst perfekter Welten dem utopischen (und wie wir sehen werden: ästhetischen) Bedürfnis des Menschen Ausdruck verleihen. Um diesen Überblick so umfassend wie nötig zu halten, ist diese womöglich als eklektizistisch zu charakterisierende Herangehensweise unerlässlich. Denn das Gesamtgebiet der Fiktionalität und deren fiktiver Objekte kann als Gebirge gesehen werden, welches nicht nur aus einem einzigen Gipfel besteht und in welchem, will man es vermessen, man von Anhöhe zu Anhöhe wandern muss. Man ist also nicht nur auf unwegsamem, sondern auch auf ungleichförmigem Gebiet unterwegs.

1. Station
Das Sprechen und Urteilen über Fiktionen

Unsere Untersuchung soll dort beginnen, wo man philosophische Untersuchungen am besten beginnen lässt: im täglichen Leben. Dieses setzt sich bekanntermaßen aus sehr vielen Dingen zusammen, unter anderem auch aus Ideen und Gesprächen. So kommt es nicht selten vor, dass ein Mensch eine Idee hat und diese, durch seine Sprache, ausdrücken möchte. Durch welche Umstände diese Idee zustande kam, ob sie einem selbst ‚eingefallen' ist oder durch eine äußere Begebenheit, wie zum Beispiel der Sprache eines Anderen, verursacht wurde, soll uns zuerst einmal nicht beschäftigen. Was fürs Erste wichtiger ist und was in vielen sprachlichen Äußerungen von Ideen bemerkenswert hervorsticht, ist der Gehalt oder Sinn bestimmter geäußerter Ideen. Dieser Gehalt oder Sinn unterscheidet sich, grob gesagt, gemäß der Wirklichkeit oder Unwirklichkeit, mit welcher die Ideen korrespondieren und von welcher uns die Sprache ein mehr oder weniger verworrenes Bild gibt.

Zum besseren Verständnis möchte ich folgendes Beispiel geben. Fräulein K. sitzt am Frühstückstisch und liest das Feuilleton einer Tageszeitung. Der Artikel, auf den die Aufmerksamkeit K.s fällt, beginnt mit dem Satz ‚Die Kunstausstellung im Kölner Museum Ludwig öffnet am heutigen Tag.' Die Idee, welche in diesem Satz ausgedrückt wird, bezieht sich eindeutig auf die Realität: Die Kunstaustellung, das Museum und die Zeitangabe befinden sich (zumindest bald) in Fräulein K.s und unserer Wirklichkeit, in unserem Sein. Doch der zweite Satz des Artikels lautet unverhofft: ‚Das Prunkobjekt der Ausstellung ist das antike Marmorbildnis Hektors.' Daneben ist eine Photographie dieses Bildnisses abgedruckt. Abhängig von ihrer Kenntnis griechischer Mythologie sucht Fräulein K. mehr oder weniger verzweifelt nach einem dem Begriff bzw. der Idee ‚Hektor' korrespondierenden Objekt in unserer Wirklichkeit, von welchem das Marmorbildnis ein Abbild sein könnte. Trotz aller Bemühungen wird sie kein solches Objekt finden, denn Hektor ist eine fiktive Idee, welche zwar in der Sprache und in der Kunst ihren Ausdruck finden kann, deren Objekt aber außerhalb unseres Seins, unserer Ontologie also, liegt. Infolgedessen scheint es nun auf der Hand zu liegen, dass K., sofern sie sich dieses ontologischen Unterschieds bewusst

geworden ist, was aber nur möglich ist, wenn sie gelernt hat, Wirkliches von Fiktivem zu unterscheiden, über den ersten Satz ein anderes Urteil fällt als über den zweiten. Schauen wir uns zur Aufhellung dieser Situation die menschliche Urteilskraft, von welcher auch Fräulein K. in unserem Beispiel Gebrauch macht, einmal näher an.

1.1 Die Urteilskraft bei Kant und die verschiedenen Urteile

Immanuel Kant kennzeichnet die Urteilskraft in seiner *Kritik der Urteilskraft* (im Folgenden abgekürzt mit *KU*) als ein Erkenntnisvermögen, das es uns erlaubt, sowohl das Besondere dem Allgemeinen, als auch das Allgemeine dem Besonderen unterzuordnen (zu subsumieren). Im ersteren Fall wäre die Urteilskraft reflektierend, im zweiten Fall bestimmend.[1] Das Besondere wäre zum Beispiel eine einzelne wahrgenommene Erscheinung, ein Eindruck oder eine Empfindung und das Allgemeine ein Begriff, welcher diese und ähnliche Erscheinungen, Eindrücke oder Empfindungen aufgrund ihrer Ähnlichkeit umfasst. Da die bestimmende Urteilskraft nur die bereits vorab und unabhängig von aller Erfahrung im Verstand gegebenen, also apriorischen Begriffe mit bestimmten Erscheinungen verbindet, also nicht erst nach einem Begriff (bzw. allgemeinen Gesetz) suchen muss, der den einzelnen Erscheinungen korrespondiert, kann sie für unsere weitere Untersuchung ausgeblendet werden. Denn schließlich suchen wir gerade nach den Begriffen und Gesetzen, welche das Wirkliche vom Fiktiven unterscheiden, wozu wir reflektieren und nicht bestimmen müssen, d.h. nicht bereits vorab und logisch wissen können, was real und was fiktiv ist. Die reflektierende Urteilskraft dahingegen, die Kant auch das ‚Beurteilungsvermögen' (*facultas diiudicandi*) nennt und die dementsprechend die einzelnen Eindrücke und Empfindungen (Kant nennt es ‚Anschauungen') subjektiv-reflektierend beurteilen kann, muss wiederum aufgeteilt werden in eine teleologische und eine ästhetische.

Diese erneute Aufspaltung erklärt sich folgendermaßen. Wenn wir laut Kant einen Blick in die Natur werfen, so nehmen wir viele Prozesse und

[1] Kant drückt es folgendermaßen aus: „Die Urteilskraft kann entweder als bloßes Vermögen, über eine gegebene Vorstellung, zum Behuf eines dadurch möglichen Begriffs, nach einem gewissen Prinzip zu reflektieren, oder als ein Vermögen, einen zum Grunde liegenden Begriff durch eine gegebene empirische Vorstellung zu bestimmen, angesehen werden. Im ersten Falle ist sie die reflektierende, im zweiten die bestimmende Urteilskraft." (*KU:* 24.)

Erscheinungen als durch einen uns unbekannten Verstand zweckmäßig eingerichtet, als ‚technisch', wahr, obwohl sowohl unser eigener Verstand als auch unsere Vernunft nicht in der Lage sind, die Zweckmäßigkeit der Natur objektiv zu beweisen. Wir können lediglich die unzweckmäßige, rein kausale ‚Mechanik' der Natur ausmachen.[2] Die reflektierende Urteilskraft beurteilt die Natur also hinsichtlich ihrer Zweckmäßigkeit, doch verfährt sie dabei nicht nach willkürlichen Prinzipien. Es gibt nämlich zwei Gründe für diese Tätigkeit der Urteilskraft, einen subjektiven und einen objektiven.[3] Der subjektive Grund lässt die Urteilskraft nach einem Begriff für eine gegebene Anschauung suchen, um damit die Zweckmäßigkeit des angeschauten Objekts feststellen zu können. Dieses Suchen nach einem adäquaten Begriff im eigenen, subjektiven Erkenntnisvermögen ist ein Vorgang, welcher laut Kant mit Lust verbunden sei. Ist aber der objektive Grund die Veranlassung zur Tätigkeit der Urteilskraft, so wird, was keine Lust hervorruft, nach Anleitung eines in der Natur dargestellten oder realisierten Gegenstandes, dieser mit einem vorher gefassten Begriff, zum Beispiel dem Begriff des Zweckes in der als technisch beurteilten Natur oder den Vernunftbegriffen in der künstlerischen Darstellung, verbunden. Das dargestellte oder realisierte Produkt

---

[2] „Die Kausalität nun der Natur, in Ansehung der Form ihrer Produkte als Zwecke, würde ich die Technik der Natur nennen. Sie wird der Mechanik derselben entgegengesetzt, welche in ihrer Kausalität durch die Verbindung des Mannigfaltigen ohne einen der Art ihrer Vereinigung zum Grunde liegenden Begriff besteht [...]." (*KU*: 32.). „Weil nun der Begriff von einem Objekt, sofern er zugleich den Grund der Wirklichkeit dieses Objekts enthält, der Zweck, und die Übereinstimmung eines Dinges mit derjenigen Beschaffenheit der Dinge, die nur nach Zwecken möglich ist, die Zweckmäßigkeit der Form derselben heißt: so ist das Prinzip der Urteilskraft, in Ansehung der Form der Dinge der Natur unter empirischen Gesetzen überhaupt, die Zweckmäßigkeit der Natur in ihrer Mannigfaltigkeit, d.i. die Natur wird durch diesen Begriff so vorgestellt, als ob ein Verstand den Grund der Einheit des Mannigfaltigen ihrer empirischen Gesetze enthalte." (*KU*: A XVI, B XXVIII.) Im Vorübergehen sei gesagt, dass die Formulierung ‚als ob' im letzten Satz dieses Zitats im weiteren Verlauf unserer Untersuchung große Bedeutsamkeit annehmen wird.

[3] „An einem in der Erfahrung gegebenen Gegenstande kann Zweckmäßigkeit vorgestellt werden: entweder aus einem bloß subjektiven Grunde, als Übereinstimmung seiner Form, in der Auffassung (apprehensio) desselben vor allem Begriffe, mit den Erkenntnisvermögen, um die Anschauung mit Begriffen zu einem Erkenntnis überhaupt zu vereinigen; oder aus einem objektiven, als Übereinstimmung seiner Form mit der Möglichkeit des Dinges selbst, nach einem Begriffe von ihm, der vorhergeht und den Grund dieser Form enthält." (*KU*: A XLVII, B XLIX.)

wird dann durch die Urteilskraft als Naturzweck vorgestellt, weshalb man in diesem Fall auch von der teleologischen Urteilskraft spricht, und hat ein Erkenntnisurteil zur Folge.

Die andere Form der Urteilskraft, welche ebenfalls deren reflektierender Seite angehört, da auch hier das Besondere (die Anschauung) gegeben ist und das Allgemeine (ein Prinzip, eine Regel) gefunden werden soll, ist die ästhetische Urteilskraft, welche auf dem subjektiven Grunde beruht. Diese ist, wie das Adjektiv schon andeutet, nur wahrnehmend. Sie hat, anders als die teleologische Urteilskraft, keine Begriffe, die in der Natur dargestellt werden wollen, sondern sucht lediglich nach einer Regel, in der die „Naturschönheit als Darstellung" (*KU*: B L) einerseits und das menschliche Erkenntnisvermögen andererseits miteinander Lust erzeugend[4] in Verbindung gesetzt werden, ohne dass ein bestimmter Begriff die Bedingung der Beurteilung ausmache. In diesem Fall urteile man nicht nach Geschmack, wie in der ästhetischen, sondern nach Verstand und Vernunft, nach Begriffen also. In einem ästhetischen Reflexionsurteil, welches auch Geschmacksurteil genannt wird, werden also keine vorgeformten Begriffe in die Reflexion miteingebracht. Dennoch ist es für die Wahrnehmung unvermeidlich, auf realisierte Verstandesbegriffe, als Erscheinungen, zu stoßen. So muss denn im ästhetischen Reflexionsurteil die Darstellung eines Verstandesbegriffs mit etwas zusammenstimmen, was nicht bereits diese Darstellung im Verstand mit einem vorgefertigten Begriff versieht. Hier kommt die Einbildungskraft ins Spiel. Da diese jedoch in der 2. und 4. Station unserer Untersuchung ausführlich zur Sprache kommen soll, wollen wir uns an dieser Stelle lieber wieder unserem anfangs gegebenen Beispiel zuwenden.

Fräulein K. macht also Gebrauch von ihrer Urteilskraft, um die gegebenen Eindrücke, d.h. die durch Sprache ausgedrückten Ideen, beurteilen zu können. Da diese Eindrücke empirischer und besonderer Natur sind, benutzt sie dabei ihre reflektierende Urteilskraft und da sie erst einen Begriff für diese Eindrücke suchen muss, deren Zweck, also in diesem Falle deren möglichen Bezug auf die Wirklichkeit, sie nicht sofort erkennt, ist ihre reflektierende Urteilskraft eine ästhetische.[5] Des Weiteren können wir davon

---

[4] C.f. *KU*: A XXXVII, B XXXIX.

[5] Zugegebenermaßen erweitern wir hier den Kantischen Natur- und Zweckbegriff, indem wir von der ‚freien' Natur auch auf die uns umgebende alltägliche Natur, also zum Beispiel das Lesen einer Zeitung, schließen und indem wir im Be-zwecker nicht alleine eine höhere, unbekannte Macht, sondern viele mögliche Ursachen sehen,

ausgehen, dass sie im Vergegenwärtigen ihrer Idee von Hektor und in der Betrachtung der abgedruckten Photographie eine gewisse Lust empfindet, da sie dabei sowohl nach adäquaten Begriffen sucht, die ihre Idee von Hektor am besten ausdrücken können, als auch ein Geschmacksurteil über das abgedruckte Hektorbildnis fällt. Doch damit ist unsere Frage über die Wirklichkeit oder Fiktionalität des Hektorbegriffs noch nicht beantwortet. Wie kann es sein, dass der zweite Satz des Artikels auf ein in unserer Realität nicht bestehendes Objekt verweist, Fräulein K. aber doch eine Idee von ihm zu haben scheint und ein lustvolles Geschmacksurteil über es fällt? Kants Modalitätsurteile, also seine in der ‚Transzendentalen Analytik' der *Kritik der reinen Vernunft* gemachten Vorschläge, wie man die Art und Weise eines Eindrucks beurteilen könne[6], scheinen hier nicht auf zufriedenstellende Weise zu greifen. Denn weder ist das Urteil über den fiktiven Charakter Hektors ein apodiktisches, da aufgrund der fehlenden Realität nicht über die Notwendigkeit geurteilt werden kann und es Welten gäbe, in denen Hektor sehr wohl existieren könnte, noch ist dieses Urteil assertorisch, da Hektor für uns nur als Idee besteht und man deshalb nichts definitiv als wahr oder unwahr über ihn behaupten kann, noch ist das Urteil problematisch, da es wiederum nicht beliebig ist, *was* wir über Hektor behaupten (er ist zum Beispiel kein Pferd). Was ist dieses Urteil dann? Es scheint irgendwie fiktiv zu sein, indem es für uns, also subjektiv gesehen, wahr ist, doch mit dem Maßstab der Realität gemessen - den wir ungeachtet seiner tatsächlichen Existenz im täglichen Leben gewohnt sind anzulegen - besitzt das Urteil keine Gültigkeit. Doch kann man dann überhaupt etwas Sinnvolles über fiktive Dinge sagen, geschweige denn, ihnen Wahrheit oder Unwahrheit zuschreiben?

---

welche uns veranlassen, bestimmte alltägliche Erfahrungen als durch irgendjemanden, zum Beispiel einen Journalisten, bezweckt zu sehen. Immerhin wollen wir in der Regel nicht nur in der Natur, sondern in allen uns umgebenden Dingen Zusammenhänge und Zwecke annehmen. C.f. auch den Eintrag in Eislers Kant-Lexikon, wo es unter ‚Zweck' heißt: „Die Zweckidee hat in bezug auf die Natur nur ‚regulative' Bedeutung, sie dient dem Zusammenhange der besonderen Erfahrungen, der Herstellung einer systematischen Ordnung unter ihnen."

[6] C.f. *KdrV*: A 74-76, B 99-101.

1.2 Der ontologische Status fiktiver Objekte

Aussagekraft und Wahrheit von Sätzen, welche fiktive Objekte enthalten, sind schon seit längerem ein umstrittenes Thema in der Philosophie. Als der Österreicher Alexius Meinong in seinem 1904 erschienen Aufsatz ‚Über Gegenstandstheorie' alle existenten, also seienden Objekte, von welchen seines Erachtens die Metaphysik handelte, von den nicht existenten, außerseienden Objekten unterschied, doch beiden einen Erkenntniswert zuerkannte[7], wurde er schnell zum Stein des Anstoßes vieler empirisch-rationalistischer Zeitgenossen wie Russell und später auch Quine. Doch zumindest *prima facie* klingt Meinongs Begründung seines Standpunktes gegenüber nicht existenten Objekten relativ schlüssig. Ihm zufolge hätten sowohl mathematische Objekte idealer Art (‚subsistente' Objekte), wie zum Beispiel Gleichheit, Verschiedenheit oder die Zahl unabhängig vom Gezählten, als auch phantastische, fiktive, ‚absistente' Objekte (in unserem Beispiel wäre ‚Hektor' ein solches) zwar kein Sein, könnten also keine Existenz aufweisen, aber dennoch hätten sie ein ‚Sosein', eine Reihe Eigenschaften, die zur Erkenntniserweiterung genügten. Das Sosein ist nicht abhängig vom Sein, was aber nicht *vice versa* gälte.[8] Ein völlig ideales, potenziell zwar mögliches, in der Realität[9] jedoch nie anzutreffendes gleichschenkliges Dreieck

---

[7] „Metaphysik hat es ohne Zweifel mit der Gesamtheit dessen zu tun, was existiert. Aber die Gesamtheit dessen, was existiert, mit Einschluss dessen, was existiert hat und existieren wird, ist unendlich klein im Vergleiche mit der Gesamtheit der Erkenntnisgegenstände: und daß man dies so leicht unbeachtet läßt, hat wohl darin seinen Grund, daß das besonders lebhafte Interesse am Wirklichen, das in unserer Natur liegt, die Übertreibung begünstigt, das Nichtwirkliche als ein bloßes Nichts, genauer als etwas zu behandeln, an dem das Erkennen entweder gar keine oder doch keine würdigen Angriffspunkte fände." (Meinong, 1904: 5.)

[8] „Ohne Zweifel wird auf dem Gebiete des bloß a posteriori Erkennbaren eine Soseinsbehauptung sich gar nicht legitimieren können, wenn sie nicht auf Wissen von seinem Sein gegründet ist: und ebenso sicher mag dem Sosein, das nicht ein Sein gleichsam hinter sich hat, oft genug alles natürliche Interesse fehlen. Das alles ändert nichts an der Tatsache, daß das Sosein eines Gegenstandes durch dessen Nichtsein sozusagen nicht mitbetroffen ist. [...] Wer paradoxe Ausdrucksweise liebt, könnte also ganz wohl sagen: es gibt Gegenstände, von denen gilt, daß es dergleichen Gegenstände nicht gibt [...]." (ibid.: 8-9.)

[9] Hierbei ist anzumerken, dass in Meinongs Terminologie kein Unterschied gemacht zu werden scheint zwischen Sein, Wirklichkeit und Realität. Damit entspricht er nicht der in der traditionellen Metaphysik hantierten Definition von der Realität als

hätte dann drei Ecken und wäre achsensymmetrisch, hätte also Eigenschaften unabhängig seiner tatsächlichen Existenz, und ein Hektor wäre dann trojanischer Prinz, Ehemann Andromaches und Liebling Apollos, obwohl nicht gesagt werden kann, dass ihm jemals ein Sein zugekommen wäre. Der Satz ‚Hektor ist ein trojanischer Prinz' würde Meinong zufolge dann auch nicht unmittelbar auf das Sein Hektors verweisen, sondern muss als ‚Objektiv'[10] gesehen werden, als ein neues Objekt für sich[11], wobei zuerst die in ihm enthaltenen Elemente als 'reine', außerhalb von Sein oder Außersein stehende Gegenstände affirmativ angenommen werden müssen, damit sie erst im nächsten Schritt als seiend oder außerseiend eingeordnet werden können.[12] Das Objektiv kann dabei wahr sein, obwohl seine Elemente nicht existieren, denn schließlich sei es nur das Sosein eines Gegenstandes, welches sein We-

---

bewusstseinsunabhängigem *ens reale*, der Wirklichkeit als *ens reale* plus dem menschlichen Denk- und Vorstellungsinhalt (*ens rationis*, *ens imaginarium*) und dem Sein als der Summe der Wirklichkeit und aller überwirklichen Elemente, wie zum Beispiel dem nicht-Seienden (also dem Möglichen, (noch-)nicht Realisierten) und dem *ens realissimum* (d.h. dem realitätsbegründenden Gott). Der Einfachheit halber soll im folgenden Text zwar die Meinongsche Terminologie verwendet werden, doch ist es nicht nebensächlich, sich dabei der ursprünglichen Unterscheidungen gewahr zu sein.

[10] Mit diesem Begriff setzt Meinong die scholastische Unterscheidung zwischen *esse objectivum* und *esse subjektivum* fort. Während letzteres das reale, vom erkennenden Menschen unabhängige Bestehen eines Gegenstands bezeichnet (das *esse reale sive actuale*), bezeichnet das *esse objectivum* die erkenntnisbringende Abbildung des Gegenstandes im Menschen (*in intellectu*), also ein pures Denkobjekt (*ens rationis*). C.f. für eine genauere Auslegung dieser scholastischen Begriffe und ihre Fortwirking bei Descartes und Kant den Artikel von Wagner (1967).

[11] „Ich habe dafür den Namen ‚Objektiv' vorgeschlagen und dargetan, daß dieses Objektiv selbst wieder in die Funktionen eines eigentlichen Objektes eintreten, insbesondere Gegenstand einer neuerlichen, ihm wie einem Objekte zugewandten Beurteilung wie sonstiger intellektueller Operationen werden kann. Wenn ich sage: ‚es ist wahr, daß es Antipoden gibt', so sind es nicht die Antipoden, denen die Wahrheit zugeschrieben wird, sondern das Objektiv, ‚daß es Antipoden gibt'." (ibid.: 6.)

[12] „Von der psychologischen Seite könnte man die Sachlage auch so beschreiben: soll ich in betreff des Gegenstandes urteilen können, daß er nicht ist, so scheine ich den Gegenstand gewissermaßen erst einmal ergreifen zu müssen, um das Nichtsein von ihm aussagen, genauer es ihm zuzuurteilen, oder es ihm aburteilen zu können." (ibid.: 10.)

sen, also seine Wahrheit bestimme, und nicht sein tatsächliches Sein oder Nichtsein.[13]

Diese sichtliche Aufwertung alles nicht Existenten geriet schnell zum Spottobjekt manches empirisch und rationalistisch eingestellten Gelehrten. Denn wenn man das Diskursuniversum, wonach die Elemente eines Satzes verweisen dürfen, also worüber sinnvoll gesprochen werden kann, wie der frühe Wittgenstein auf die Welt als die „Gesamtheit der Tatsachen" (Wittgenstein, 2003: 9) einschränkt, müssen Sätze, welche fiktive Objekte enthalten, konsequenterweise sinnlos oder gar semantisch unwahr werden. Eine solche Begrenzung der *domain* hantiert auch Bertrand Russell in seinem immens einflussreichen Artikel ‚On Denoting' (1905), auf dessen Innovationen für die Logik und deren Ausdrucksmöglichkeiten hier zwar nicht eingegangen[14] , dessen Argumente gegen Meinong aber für unsere Untersuchung sehr erwähnenswert sind. Denn Russells aufgestellte Hypothese des sogenannten Isomorphieprinzipes, welches besagt, dass die logische Struktur jeder natürlichen Sprache mit der Wirklichkeit (dem Sein) korrespondiere, wodurch man durch Bloßlegung dieser sprachlichen Struktur in Form einer rein deskriptiven Symbolsprache die Wirklichkeit besser erfassen kann, bestätigt sich nur, wenn man nicht noch fiktive Dinge als semantisch wahr sein könnende Gegenstände annehmen kann. Jeder Satz, der einen fiktiven Gegenstand enthalte, wäre Russell zufolge dann auch unwahr, da ein Name wie ‚Hektor' logisch gesehen nur eine Abkürzung ist für eine Reihe Beschreibungen und gelesen werden muss als ‚es gibt ein singuläres (*unique*) x, wofür gilt, dass es Liebling Apollos ist, dass es trojanischer Prinz ist, ...' et cetera. Doch dieses ‚es gibt', symbolisch ausgedrückt durch den existentiellen Quantor $\exists x$ (es gibt mindestens ein x wofür gilt, dass...) und den universellen Quantor $\forall x$ (für alle x gilt, dass...), setzt die Existenz des betreffenden Gegenstandes schon voraus. Und wenn eine der Beschreibungen nicht mit der Wirklichkeit korrespondiere, wäre der ganze Satz, in dem ‚Hektor' vorkomme, unwahr. Somit eliminiert Russell, gemäß Ockhams Rasiermesser

---

[13] „Eine willkommene Ergänzung hierzu stellt nun das oben erwähnte Prinzip von der Unabhängigkeit des Soseins vom Sein dar: es sagt uns, daß dasjenige, was dem Gegenstande in keiner Weise äußerlich ist, vielmehr sein eigentliches Wesen ausmacht, in seinem Sosein besteht, das dem Gegenstande anhaftet, mag er sein oder nicht sein." (ibid.: 13.)

[14] Für eine gute Einführung siehe Neal (1992) und van der Sandt (2006).

(*numquam ponenda est pluralitas sine necessitate*), eine Unzahl seiner Meinung nach unnötiger, da nicht-wirklicher Objekte.

Des weiteren verstoße Russell zufolge die Theorie Meinongs gegen den Satz vom Widerspruch (eine Aussage kann nicht zugleich zutreffen und nicht zutreffen, logisch formuliert $\neg(A \wedge \neg A)$: es ist nicht so, dass A und nicht-A der Fall ist), da sich das Sosein der Gegenstände in Meinongs Außersein, wie im Falle des von Meinong selbst als Beispiel genannten runden Vierecks[15], auch selbst widersprechen könne, ohne dass dies das Objektiv (z.B. ‚Runde Vierecke sind grün und schwer.') unwahr mache.[16] Außerdem bestreitet Russell, dass man reine Gegenstände, als bloß mentale Entitäten und unabhängig ihres Seins, annehmen könne, da dies intersubjektiv gesehen unhaltbar wäre.[17] Auch könne der Wahrheitsgehalt eines Objektivs nicht a priori, also unabhängig aller empirischen Erfahrung festgestellt werden, da erst durch die Erfahrung bestimmt werden kann, ob ein Objekt wie zum Beispiel ‚Hektor' wirklich bestünde (das Objektiv ‚Hektor ist ein trojanischer Prinz' wäre Meinong zufolge ja wahr, ob Hektor nun empirisch wahrnehmbar ist oder nicht).[18] Schlussendlich äußert W.V.O. Quine in seinem berühmten Artikel ‚On what there is' (1948) noch einen angeblich triftigen Grund, das Außersein Meinongs zugunsten der Wirklichkeit zu kappen.

---

[15] C.f. Meinong, 1904: 8.

[16] „[...] but the chief objection is that such objects, admittedly, are apt to infringe the law of contradiction. [...] this is intolerable; and if any theory can be found to avoid this result, it is surely to be preferred." (Russell, 1905: 483.) In einer späteren Reaktion auf Russell scheint Meinong diesem Argument nicht sehr viel Wert beizumessen, da sich die Widersprüche ja nicht im Sein selbst, sondern nur im Außersein zutragen können: „Aber indem das Denken grundsätzlich auch das Unmögliche in seine Sphäre einbegreift, verlangt, was auf dem engeren Gebiete Geltung beanspruchen durfte, für das erweiterte natürlich eine besondere Prüfung, deren allfällig negatives Ergebnis der Geltung des Altbewährten innerhalb der alten Grenzen keinen Eintrag tut." (Meinong, 1907: 16.)

[17] „As against this view, I should prefer to advocate what is, presumably, the distinguishing feature of a common-sense philosophy, namely, that the object of a presentation is the actual external object itself, and not any part of the presentation at all. [...] if two people can perceive the same object, as the possibility of any common world requires, then the object of an external perception is not in the mind of the percipient." (Russell, 1904: 215.)

[18] „I think, therefore, that the proper distinction between the empirical and the a priori does not lie in the presence or absence of the assertion of existence, but in the presence or absence of a particular subject given in perception." (Russell, 1907: 437.)

Denn all die fiktiven Möglichkeiten und Gegenstände würden Quine zufolge unsere Ontologie ‚übervölkern' und ‚verstören'.[19] Dass die Ontologie vom Sein handelt, die Überbevölkerung aber lediglich im Außersein stattfinden kann, wird in Quines Polemik nicht weiter spezifiziert.

Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden alternative sprachphilosophische Theorien (z.B. der *story-operator*, *free logic*, *Discourse Representation Theory*, Denkansätze über mögliche Welten[20] und Weiterentwicklungen der *speech-act theory*[21]) entwickelt, die einen Satz wie ‚Hektor ist ein trojanischer Prinz' nicht sofort unwahr machen, die also, ganz grob gesagt, eher in die Kerbe des anfangs verlachten Meinongs schlagen, indem sie versuchen, den (ontologischen) Status fiktiver Objekte in unserem Sprechen zu berücksichtigen. Doch auch wenn Fräulein K. aus unserem Beispiel von alledem nichts weiß, so hat sie doch eine leise Ahnung, dass der zweite Satz im Artikel ihrer Morgenzeitung auf einen Helden verweist, der als solcher jedoch nur in ihrer Einbildungskraft, also genaugenommen im Außersein der nicht-Tatsachen, seinen Speer werfen kann. Doch woher kann es rühren, dass uns die natürliche Sprache täglich mit fiktiven Objekten vertraut macht, welche laut so manchem raffinierten Denker, wie wir eben sahen, sinnlos, wahrheitsverfälschend und zum Teil widersprüchlich sind? Wieso werden wir trotz all den Einwänden nicht müde, über solche Dinge zu sprechen, ihnen -und durch sie so häufig uns selbst- Sinn zuzuschreiben?

---

[19] „Wyman's [ein Pseudonym für Meinong, M.S.] overpopulated universe is in many ways unlovely. It offends the aesthetic sense of us who have a taste for desert landscapes, but this is not the worst of it. Wyman's slum of possibles is a breeding ground for disorderly elements. [...] By a Fregean therapy of individual concepts, some of effort might be made at rehabilitation; but I feel we'd do better simply to clear Wyman's slum and be done with it." (Quine, 1961: 4.) Der Spott ist unüberhörbar. Diese streng empiristische Einstellung Quines drückt sich dann auch in der bekannten Aussprache „To be assumed as an entity is, purely and simply, to be reckoned as the value of a variable." (ibid.: 13) aus. Das heißt: Nur wer oder was durch Quantoren an die Wirklichkeit gebunden ist, kann als seiend angenommen werden.

[20] Für eine gelungene Einführung in dieses Gebiet c.f. Gamut (1991).

[21] Für eine in diese Richtung gehende, sehr pragmatische und offenkundig am Wittgenstein der *Philosophischen Untersuchungen* orientierte Theorie c.f. Searle (1975).

1.3 Die utopische Sprache

Unsere Sprache enthält also fiktive Elemente, d.h. Elemente, die auf unwirkliche Dinge verweisen. Wenn wir durch die Sprache ein Urteil über diese Dinge fällen, beispielsweise ‚Die Skulptur zeigt Hektors ganze Kraft', so sind wir uns bewusst, dass die Gültigkeit dieses Urteils sich nicht ausschließlich auf reales Geschehen erstrecken kann, da Hektor - im Gegensatz zu ‚seiner' Skulptur - niemals ein Seiendes war und sein ganzes fiktives Sosein, worin sich ausschließlich unsere Idee von ihm spiegelt, durch Homers Epos geschaffen wurde. Nun scheint es aber schwerlich der Fall zu sein, dass in unserer Sprache das Wort ‚Hektor', welches ja auf rein Fiktives verweist, den gleichen ontologischen Stellenwert hat wie das Wort ‚Kunstausstellung' aus dem ersten Beispielsatz. Wie wir gesehen haben, verweist ersteres auf ein Außersein, ein außerhalb unserer Realität liegendes Gebiet, währenddessen das Objekt von letztgenanntem Wort unsere unmittelbare Wirklichkeit betrifft. Man könnte diese Zweiteilung als eine Vertikalität des Seins betrachten, deren eines Ende im vollständig Wirklichen, deren anderes Ende in objektiv betrachtet rein außerwirklicher Fiktion läge.[22] Diese (meta-) ontologische Vertikalität wäre dann durchaus als ein Bereich zu betrachten, in dem sich Potenzialität und Aktualität gegenüberstehen und in vielen Fällen durch die Bewegungen der Verwirklichung und der ‚Entwirklichung' ineinander übergehen können.[23]

---

[22] Zur Metapher der Vertikalität im Zusammenhang mit (literarischen) Fiktionen, c.f. Searle, 1975: 326.

[23] Hierbei sei ausdrücklich auf den Unterschied zwischen Verwirklichung und Entwirklichung hingewiesen. Die Verwirklichung (*entelecheia*), also das Übergehen von Möglichkeit (*dunamis*) in Wirklichkeit (*energeia*), hat Aristoteles bereits in seiner *Metaphysik* (Buch Eta und Theta, 1042a - 1052a) beschrieben. Dieser Prozess bezieht sich auf tatsächliche, objektive Veränderungen, wie das Erwachsenwerden, den Häuserbau oder die Aktualisierung des Sehvermögens durch das Gesehene. Die Entwirklichung dagegen ist ein subjektiver Begriff und entstammt der modernen politischen Kulturkritik. Das Lexikon kulturkritischer Begriffe der beachtlichen Internetseite ‚kulturkritik.net' sagt darüber: "Entwirklichung meint das Unwirksammachen von Verhältnissen, worin sich die Inhalte nicht in ihrer Form gestalten können. Was darin objektiv die Form bestimmt, ist nicht deren wirkliche Form, entspricht also einer fremden Bestimmung, Formbestimmung. Entwirklichung ist die subjektive Auflösung von Wirklichkeit, ohne deren Wirkung und ihre Begründung objektiv in ihrer wirklichen Form aufzuheben. [...] Im theoretischen Bewusstsein betreibt jede

Die Sprache jedoch täuscht über diesen fundamentalen Unterschied hinweg. Sie stellt Fiktives und Reales auf gleiche Augenhöhe, verflacht also die ontologischen Verhältnisse, kreiert eine horizontale Kommunikationslinie, auf der, um im Bilde zu bleiben, ‚Hektor' und ‚Kunstausstellung' in einem Atemzug genannt werden können. Doch scheint es ein Trugschluss zu sein, wenn man meint, mit beiden Begriffen dasselbe mitteilen zu können: Der erste hat als reine (ästhetische) Idee seinen Ursprung in der Fiktion, der zweite, obwohl er im Moment der Mitteilung auch Idee ist, seinen Ursprung in der Wirklichkeit. Der zweite lässt sich ohne Weiteres aussprechen und beschreiben, da sein Objekt frei zugänglich und überprüf-, also beweisbar ist, doch für den ersten fehlen uns die klassifizierenden Begriffe. Dennoch lassen wir es uns nicht selten angelegen sein, auch das Ästhetische bzw. Fiktive durch unsere Sprache zu beschreiben, wissend oder ahnend, dass die sprachlichen Mittel nie das Auszudrückende gänzlich einholen können. Dies führt oft zu Missverständnissen und Ausdrucksschwierigkeiten. In seinem Essay ‚Glanz und Elend der Übersetzung' schreibt José Ortega y Gasset dementsprechend: „Wir sagen also, daß der Mensch, wenn er sich zu sprechen anschickt, es tut, weil er glaubt, das sagen zu können, was er denkt. Nun, gerade das ist trügerisch. So viel leistet die Sprache nicht. Sie gibt, mehr oder weniger, einen Teil von dem wieder, was wir denken, und setzt der Übermittlung des Restes einen unübersteiglichen Damm entgegen." (Ortega, 2005: 111.) Laut Ortega beginnt diese Unzulänglichkeit der Sprache zwar schon beim Sprechen über reale Dinge (er geht sogar so weit, zu sagen, dass auch unser Denken, da es hauptsächlich auf Sprache basiere, ein „Sich-selbst-mißverstehen ist und daß man dabei große Gefahr läuft, in Verwirrung zu geraten" - ibid.: 111.), doch muss sie sich beim Sprechen über fiktive Dinge selbstredend merklich erhöhen, da es uns hier am Maßstab der Realität ermangelt. Doch dieser Verwirrung im Sprechen kann laut Ortega entgegengewirkt werden, wenn wir uns fortwährend davon bewusst sind,

---

Anwendung von Ideologie eine Entwirklichung - durch Hervorkehrung ihrer subjektiven Position gegen Wirklichkeit und Geschichte [...]." (kulturkritik, 2015.) Ein Beispiel für die Verwirklichung einer Fiktion, zumindest bis zu einem bestimmten Grad, welcher echte Lebendigkeit und völlige Kongruenz ausschließt, wäre die skulpturale Ausgestaltung Hektors. Eine Entwirklichung bestünde dann, wenn wir im Falle einer radikalen Mythologiekritik unser (inter-)subjektives Bild von Hektor konsequent verwerfen würden.

„daß wir durch die Sprache versuchen, unsere Gedanken oder inneren Zustände auszudrücken, aber nur soweit, als uns das gelingt, oder aber [und dies ist die schlechte Alternative, M.S.] daß die Sprache dieses Ziel vollkommen erreiche." (ibid.: 114.) Im Bewusstsein, unsere Gedanken nie vollständig in Sprache umwandeln zu können, müssen wir konsequenterweise die Lücke, welche zwischen Idee und Wort entsteht, willentlich freilassen, d.h., wir können nicht anders, als uns über manche Dinge in Schweigen zu hüllen. „Man versteht im Grunde die staunenerregende Wirklichkeit der Sprache nicht, wenn man nicht anfängt, zu bemerken, daß die Sprache vor allem aus Stillschweigen besteht. Ein Wesen, das nicht fähig wäre, darauf zu verzichten, viele Dinge zu sagen, wäre unfähig zu sprechen. Und jede Sprache ist eine von den andern verschiedene Gleichung zwischen Äußerungen und Stillschweigen." (ibid.: 115.) Diese Zeilen erinnern stark an die einprägsame Formulierung des frühen Wittgenstein, nach welchem alles, was nicht mit Sprache ausgedrückt werden kann (Ästhetisches, Religiöses, Ethisches), aus der Welt fällt und darüber *ipso facto* geschwiegen werden muss („Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen." - Wittgenstein, 2003: 111).

Dass wir also nicht müde werden, über fiktive Dinge zu sprechen, könnte am verflachenden Charakter der Sprache liegen, welcher uns vorgaukelt, dass wir mit unseren Worten bis in den Bereich der reinen Möglichkeiten vordringen können. Und es ist nicht zu leugnen, dass diese sprachlichen Flugversuche Lust bereiten. Schließlich ist das Sprechen über fiktive Objekte, zumindest im ästhetischen Sinne, mit Geschmacksurteilen verbunden, die ja, wie wir sahen, lusterregend sind. Doch verfallen wir deswegen auch allzu oft wie von selbst in Schweigen, wenn wir versuchen, unsere Empfindungen über und unsere Bilder von fiktiven und speziell ästhetischen Gegenständen in Worte zu kleiden? Begnügen wir uns nicht häufig mit Andeutungen und der Hoffnung, der Andere möge schon erklärungslos verstehen und nachvollziehen, wenn wir uns bemühen, das nicht Wirkliche, das Paradoxe, das nicht durch empirische Erfahrung Gewonnene und Anweisbare, das Schöne sagbar zu machen? Macht sich nicht die durch die Horizontalität der Sprache überdeckte Seinsstruktur der verwiesenen Objekte manchmal im Sprechen selbst bemerkbar, sodass wir, wollen wir zum Beispiel ausdrücken, weshalb das Hektorbildnis sich nicht mit unserer Idee von Hektor deckt, verzweifelt nach den richtigen Worten (ver)langen? Schließlich haben wir gesehen, dass in einem ästhetischen Reflexionsurteil, welches als Geschmacksurteil auch die Schönheit eines Gegenstandes beurteilt, kein vorgefertigter Begriff der

Anschauung mit ins Urteil aufgenommen wird, dass wir also eine Anschauung haben, deren unser Verstand mit seinen eigenen Mitteln nicht Herr wird, weswegen er die Anschauung nicht zur Erkenntnis verbinden kann. Dass wir dennoch über fiktive und ästhetische Dinge sprechen, als ob sie wirklich wären (denn subjektiv gesehen sind sie das für uns oft auch), liegt eher an unserer Einbildungskraft, die, wie wir in der nun folgenden Station sehen werden, für unsere fiktiven und realen Bilder, mit welchen wir uns in der Wirklichkeit zurechtfinden, verantwortlich ist. Soll der utopische Charakter unserer Sprache, welcher größtenteils durch die Aufnahme fiktiver Objekte ins konkrete Ausdrücken zustande kommt, deutlicher werden, müssen wir also einen Schritt zurückgehen und untersuchen, wie die Fiktionen, damit sie in die sprachliche und künstlerische Darstellung kommen können, eigentlich entstehen.